

Illustrirtes Sonntags-Blat

Wöchentliche Beilage zum
„Südungarischen Lloyd“.

№ 43. 1886.

Corbeer und Myr

Novelle

von

A. v. d. Esbe.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Die Kameraden haben mich total vergessen,“ sagte Viktor v. Striezen plötzlich bitter zu der ihn mit ängstlich sorgendem Blicke betrachtenden Schwester. „Wie lange war Niemand hier!“ „Darf ich Dir den Einen oder Anderen einladen?“ fragte die alte Baronin.

„Daß nur, ich danke; es wäre mir eine Plage, ihr Geschwätz anzuhören. Was sollen mir Pferde und Hunde, Avancement und Theater? Mir?! Ich werde nie etwas von alledem wieder genießen.“

„Die Aerzte sagen, wenn Du erst ein künstliches Bein tragen kannst, wirst Du Dich wieder ziemlich frei bewegen,“ tröstete die Schwester. „Du könntest es jetzt auch einmal wieder mit der Malerei versuchen. Soll ich Deine Skizzenmappen aus Striezenhorst kommen lassen?“

„Warum? Mir ist jede Beschäftigung gleichgiltig. Jenes miserable Dilettiren ist mir jetzt geradezu verhaßt. Es gibt nichts mehr, was mich aufkitteln, im Innersten bewegen könnte!“

„Das sind krankhafte Grillen, mein Sohn,“ nahm die Tante ernst das Wort. „Du bist nur zu erregbar. Ich kenne Dein weiches, warmes Herz besser, als Du selbst. Daß etwas kommen, was Dein Gemüth berührt, so wirst Du Dich wiederfinden. Den Verlust eines geliebten Menschen würdest Du jetzt ebenso tief und schmerzlich empfinden wie ehedem.“

„Ich würde,“ entgegnete er und richtete sich trotzig auf, „Jeden beneiden, der rasch stirbt und würde sagen: Gut, daß Einer weniger die Last des elenden Lebens zu tragen hat!“

„Viktor!“ seufzte die frische Zsidore vorwurfsvoll; sie besaß kein Verständnis für diese Auffassung.

Plötzlich slog ein Gluthschein über seine Stirn; er hatte den nahenden Otto in einer Bewegung des Weges bemerkt.

„Laßt mich mit ihm allein!“ bat er.

Die beiden Damen erhoben sich, um dem Lieutenant auszuweichen. Tante Waldemar stützte den Arm auf ihre stattliche Nichte und sagte, als sie außer Gehörweite des Kranken waren: „Ich fürchte, er will nur mit ihm von Stephanie sprechen. Das Benehmen des Mädchens quält Viktor ebenso sehr wie seine Verwundung.“

„Sie ist eine herzlose Kokette. Wie ich höre, wird sie sich mit dem Grafen Otto verloben, diesem Einfaltspinsel! Wie kann sie nur den unserm Viktor vorziehen?“ rief die junge Frau entrüstet.

„Zsidore!“ bat die feine alte Dame mit leisem Tadel; ihr mißfiel das warmblütige Auffahren der Nichte, welches sie stets zu mildern trachtete. „Der junge Mann soll recht wohl erzogen sein und gehört einer unserer besten Familien an. Vielleicht kann man ihm aber kaum zu dieser Wahl gratuliren. Auch unser herziger Viktor würde, fürchte ich, eine schwere Täuschung erlebt haben.“

„Wenn er gesund wäre, würde er bei seiner großen Liebe zu ihr blind für ihre Fehler gewesen sein und mit ihr glücklich werden,“ meinte Zsidore.

„Was ist ein Glück, bei dem man täglich einem geringeren Naturell Konfessionen machen muß und endlich selbst verlernt, groß und edel zu denken?“

Zsidore konnte diesen Worten der alten Dame nicht widersprechen, wiewohl sie nicht abzusehen vermochte, was jetzt aus ihrem unglücklichen Bruder werden sollte.

Otto war jetzt vor dem Rosentempel angekommen; verlegen drehte er sein spärliches Bärtchen und störrte eine Erkundigung nach dem Befinden des Leidenden. Viktor starrte, nachdem er den jungen Kameraden mit stummem Kopfnicken begrüßt, in sichtlichem Gemüthsstampf vor sich hin.

Endlich, als der Gast schon an einen leisen Rückzug dachte, brach der Kranke aus: „Warst Du je mein Freund, Otto, so sei offen: wie stehst Du mit Stephanie? Bist Du ihrer Liebe gewiß? Willst Du um sie werben — seid Ihr wohl gar schon verlobt?“ Er hatte zuletzt mit ängstlicher Steigerung der Stimme gesprochen und richtete nun seine großen Augen forschend auf das leere Gesicht des Anderen. Otto, anfänglich erschrocken, hatte sich jetzt wieder gefaßt und sagte nicht ohne Selbstgefälligkeit: „Du nimmst mich ja arg in's Gebet, Striezen. Damals, als Du mir in Galoppsprüngen voran gingst, blieb ich bescheiden da, wohin Du mich zu schieben für gut befunden. So viel Kameradschaft muß man haben, dem Anderen nicht in's Gehege zu kommen! Jetzt aber kommst Du, armer Schelm, nicht mehr in Frage — oder denkst Du ernstlich, ein solches Mädchen gehöre in die Krankenstube? Rächerlich! Finde Dich in's Unabänderliche, Freund; nun bin ich voran und werde, wenn ich will, gewinnen.“

„Wenn Du willst?“ rief der Kranke mit solcher Hast und Angst, wie Einer, der nach dem letzten Strohhalme greift.

„Nun ja,“ lachte der Graf, lehnte sich im Gartenstuhl zurück und ließ das eingeklemmte Augenglas mit leichtem Schwung hinabgleiten.

„Vorläufig ist meine Situation noch ganz angenehm. Mich hindert nichts, Stephanie zu sehen, wenn ich mag. Als täglicher Gast in des Präsidenten Hause, unterhalte ich mich en famille oder en petit comité vortrefflich. Du glaubst nicht, welch' eine charmante Frau die Präsidentin ist. Nächsten Donnerstag wird sie Tableaux stellen. Die kleinen Dinners, die hübschen Touren zu Pferde sind geradezu reizend. Dabei herrscht volle Heiterkeit und Zwanglosigkeit. Und ich, das darf ich ohne Arroganz behaupten, bin enfant gâté. Maßgebend, sehr flott, natürlich aber immer in den Grenzen des feinsten Tones! Ich kann zugreifen, wenn ich mag, warte aber den Moment ab, der mir gefällt.“

Welch' ein Zerrbild seiner selbst mußte der Kranke mit bebenden Nerven und tiefem Herzensweh an sich vorübergehen sehen. Auch er hatte im Winter vor dem Feldzuge in übermüthiger Gewißheit gezögert, mit seinem Glücke gespielt, ehe er das Sichere in's Unwiderwärtige verwandelte. Daß Stephanie an sein Krankenlager nicht passen würde, fiel ihm jetzt noch nicht ein. Jedenfalls erkannte er, daß er nicht mehr konkurriren könne, dürfe, wolle!

„Es ist gut,“ sagte er, nicht resignirt, sondern bitter, „ich gratulire! Die Sache scheint abgemacht, heute oder morgen bleibt gleichviel. Schade, daß ich Dich nicht in Euren Tableaux als Amor oder Adonis, oder meinetwegen als Herkules sehen kann!“

„Wir werden wahrscheinlich als Romeo und Julia erscheinen,“ sagte Graf Otto wichtig und ganz ernsthaft. „Die Präsidentin schwärmt dafür. Sie meint, mit einer schwarzen Votensperücke, die ich vom Theaterfriseur bekomme, passe ich ausgezeichnet für die Rolle.“

Viktor lachte laut auf. „Viel Vergnügen und ungeheuren Erfolg!“ rief er. „Und nun sei so gut und schide mir den Burschen, daß er meinen Stuhl zurückschiebt. Ich halte es hier nicht mehr aus; mir wird's übel und weh!“

Der Freund bedauerte pflichtschuldigt; fand im Stillen, daß Viktor zugänglicher gewesen sei als sonst, seufzte sich aber doch, den Krankenbesuch abgemacht zu haben und wieder seinen Neigungen nachgehen zu können. So schieden sie.

Diese Unterhaltung trug nicht dazu bei, Viktor's Stimmung zu verbessern.

Wie schwer ward es ihm, zu entsagen! In seinen ungestörten Grübeleien und Träumereien war Stephanien's Bild ihm so in's Ideale gewachsen, war seine Leidenschaft so gesteigert, sein Empfindungsleben so überreizt, daß er gethan hatte, was sonst sein Stolz nie zugelassen haben würde, daß er nochmals auf die Möglichkeit ihres Besitzes zurückgekommen war.

Nach dem Gespräch mit Otto erlosch ihm nun endlich das letzte Fünkchen Hoffnung. Er nahm an, daß sie den Freund liebe. Und warum sollte sie's auch nicht? Hatte Otto sich nicht immer um Stephanie bemüht? War ihr die Wahl zu verübeln?

Tribe schweigame Melancholie breitete sich über Viktor's ganzes

Wesen aus. Er begann seinen Tag mit der inneren Klage über sein Dasein, und ging schlafen mit dem heißen Wunsch, nicht wieder zu erwachen. Er erkannte die Mühe an, welche sich die Seinen gaben, ihn zu unterhalten, wünschte aber, daß man ihn ungestört lasse. Keinerlei Beschäftigung vermochte ihn zu fesseln, kein Spiel ihn zu zerstreuen; sein Interesse war für nichts zu erwecken.

Auch sein Schwager, der stets den größten Einfluß auf ihn besaß, redete ihm vergeblich zu: „Ergib Dich in Dein Schicksal. Das Glend läßt sich ersehen. Wie magst Du so schwermüthig, so muthlos werden? Raffe Dich auf, sei ein Mann!“

„Predige geduldiges Stillhalten alten Weibern,“ entgegnete Viktor düster. „Unmännlich wär's, wollte ich dies Glend gelassen hinnehmen, ich, der sonst jede Stunde sich fröhlich tummeln mußte!“

„Nun, so erkenne an, was Dir Gutes geblieben. Du besitzest einen liebevollen Familienkreis, eine gesicherte Existenz!“

„Du verlangst, ich soll anerkennen, daß ich nicht zu hungern brauche; sieh' selbst, auf welcher' letzte Stufe ich heruntergekommen bin!“

Der Regierungsrath zuckte die Achseln und ging; er gab es auf, hier durch Vernunftgründe etwas auszurichten.

Viktor saß in seinem traurigen Seelenzustande, einige Tage nach jenem Gespräch mit Otto, wieder auf dem Rosenhügel. Er hatte gebeten, daß man ihn allein lasse; ungestört versenkte er sich in seine

Gedanken. Heute Abend sollte die große Gesellschaft im Hause des Präsidenten stattfinden. Würde die Verlobung erfolgen? Er fürchtete sich vor dem Schmerz, dabon zu hören.

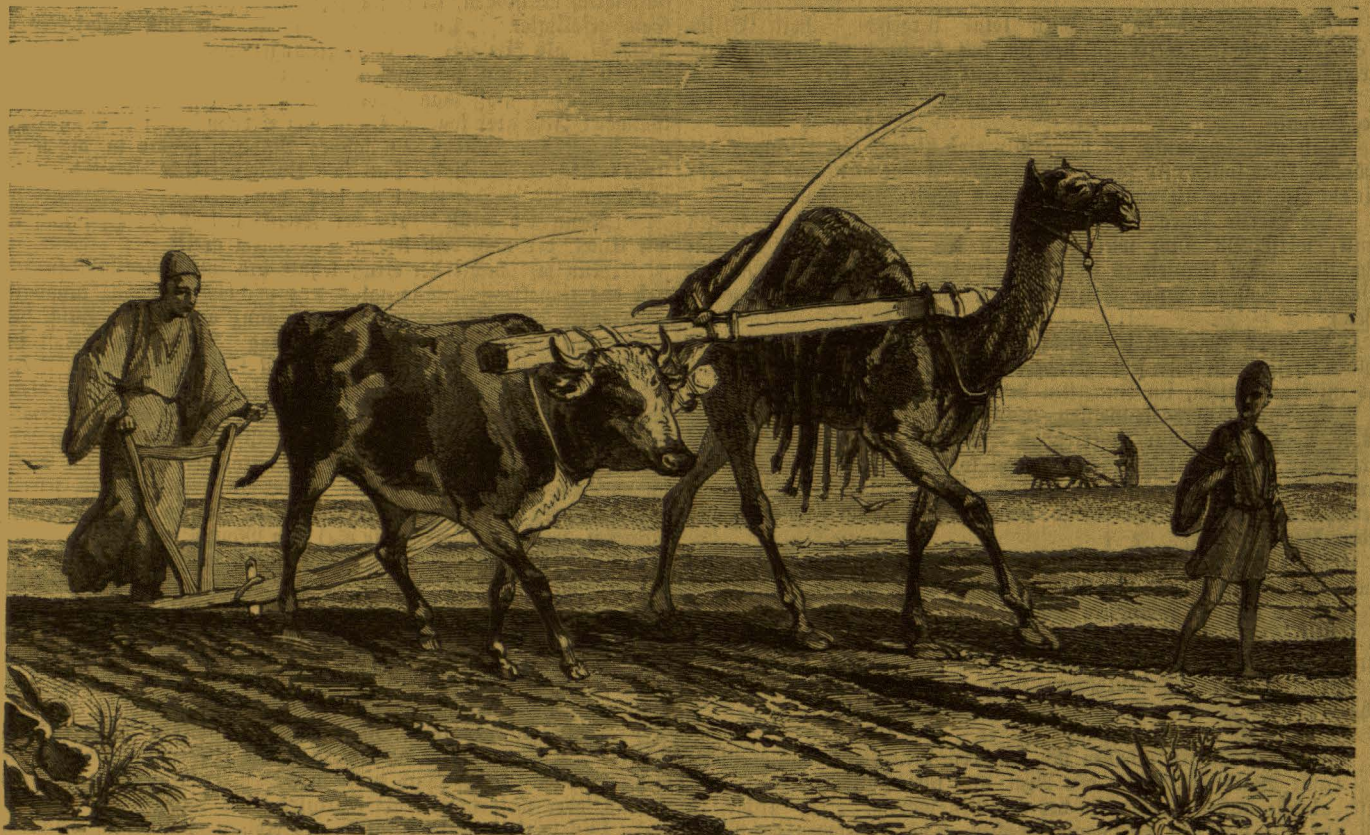
Wie eine Erleuchtung kam ihm ein Gedanke, eine Möglichkeit der Befreiung. Sein Revolver lag geladen in einem Schranke seines Wohnzimmers. Unter welchem Vorwande sollte er sich die Waffe bringen lassen? Mit den Zähnen knirschte er über seine Hilflosigkeit! Sein Bursche war pfffig, er schämte sich, von demselben errathen zu werden, vielleicht gar Widerstand zu finden. Wenn Tante Waldemar dazu läme und ihn in ihrer frommen und feinen Weise zur Rede stellte, er fühlte, das würde ihn zur Maßlosigkeit treiben.

Er beneidete jedes Wesen, das sich ungebunden regte. Jene große Mücke dort, die mit langen, gesunden Beinen über seine Decke marschirte und nun gar davon flog, was hatte dieses Geschöpf vor ihm voraus!

Drüben auf dem weißen Kiespfade, der sich zum Friedhof hinauf wand, gingen Menschen, vielleicht trugen auch sie ein bekümmertes Herz in der Brust, aber so elend, wie er sich fühlte, war sicherlich Keiner.

Nichts gab es, das ihn noch bewegen konnte; diese Empfindung der Debe war entsetzlich!

Gleichgiltig schweifste sein Blick nach links hinaus, er verfolgte



Ägyptischer Pflug. (S. 172)

den Bahnkörper und blieb auf einem grünmrannten Wärterhäuschen haften. Wie im halben Traum sah Viktor den Mann heraustrreten und ein Kind um ihn her spielen. Der Bahnwärter verschwand hinter dem Häuschen; es schien ein Stück Gartenland sich da herum zu ziehen, das Kind aber kam auf dem Damm heran getrottet. Es war ein kleines, vergnügtes Ding von zwei bis drei Jahren. Munter hob es die krammen bloßen Beine und jagte einem Schmetterling nach. Dann hockte es zwischen den Schienen und sammelte Steinchen, mit denen es zu werfen versuchte.

Jetzt entfaltete sich hinter dem Hause die Fahne des Wärters, mit welcher er den herannahenden Zug salutiren mußte.

Der Zug — das Kind!

Wie ein Blitz durchzuckte Viktor die Gefahr, in der das kleine Wesen schwebte. Und er so unfähig zu helfen!

Er schrie und schwenkte ein Tuch, um die Aufmerksamkeit des Kindes zu erregen. Vergebliche Mühe, die Entfernung war zu groß. Das kleine Geschöpf, an das Geräusch der vorbeipassirenden Züge gewöhnt, spielte unbekümmert auf den Schienen. Und immer näher fauste der Zug heran — jetzt hatte er schon das Wärterhäuschen erreicht; der arglose Vater hob die Fahne — weiter brüllte das Ungethüm.

Viktor richtete sich empor, er rief: „Johann — Heinrich — Hilfe!“

Niemand hörte ihn, das Kind schien vor Vergnügen zu jubeln, es hatte eben ein hinaufgeworfenes Steinchen wieder gefangen.

Plötzlich sah es sich um, gewahrte den hinter ihm daherbrausenden Zug und fing an, auf dem Schienenwege vorwärts zu laufen. Wie flogen die kleinen Beinchen und das weiße Hemd im Luftzuge!

Viktor leuchte vor Angst und hilfloser Sorge; sein scharfes Auge erkannte jede Miene, das flatternde gelbe Haar, die ausgestreckten Arme des kleinen Wesens. Angst lag in jedem Gliede der rührenden Gestalt; o der verhängnißvollen Kindes-einsicht, nicht zur Seite zu springen!

Jetzt noch eine Sekunde, noch ein paar Umdrehungen der Räder, und das kleine Geschöpf wurde erfaßt, zermalmt.

Da flog eine dunkle Gestalt die niedere Nasenböschung hinan.

Warf sie sich vor den Zug? Ergriff sie das Kind, wurden Beide zerrissen?! Viktor sah, daß Stoffetzen an den Rädern des Zuges flatterten, daß hier auf dem Damm eine bewegungslose schwarze Masse liegen blieb.

Er wußte selbst nicht, daß er seine Hilferufe mit aller Lungenkraft fortgesetzt hatte. Erschöpft, wie zerschlagen von der Todesangst um Andere, sank er aus seiner halb erhobenen Stellung zurück in seinen Stuhl. In diesem Augenblicke langten Johann und Heinrich auf dem Rosenhügel an.

Raum fühlte Viktor sich fähig, ihnen zuzurufen, was sich eben

vor seinen Augen begeben hatte. „Seht nach, ob sie leben,“ stammelte er.

Am Ende des Parkes befand sich im Gitter eine kleine Pforte, welche auf die seitliche Allee führte, der Schlüssel steckte innen im Schloß. Die beiden Diener eilten hinaus.

Mittlerweile kam in vollem Lauf auch der Bahnwärter herbei.

Viktor beobachtete, wie man die schwarze Gestalt einer Frau, die über dem Kinde lag, aufhob, wie das Kind, anscheinend unverfehrt, mit lautem Geschrei darunter hervorlam, wie der Vater es auf den Arm nahm, es herzte und eilig mit ihm seinem Häuschen zuging. Die beiden Diener aber hoben die leblose Gestalt der Ketterin auf und trugen sie in den Park.

„Ist sie todt?“ rief Viktor den Dienern zu.

„Es scheint so, Herr Baron.“

„Großer Gott, entsetzlich! Edles Weib, gestorben für die Erhaltung eines fremden Kindes.“

Als die Männer mit ihrer Last am Hügel vorüber kamen, sah Viktor ein bleiches, feines Gesicht, geschlossene Augen, eine vom Blut überströmte Stirne und gelbste blonde Flechten.

Das schwarze Kleid hing nur noch in Fetzen um den Körper.

„Hol mich in's Haus, Johann, so wie ihr die Dame der Frau Baronin übergeben habt; und Du, Heinrich, sprich sofort zum Arzt!“

Mit brennender Unruhe zählte Viktor die Minuten, bis man ihn zurückführen werde. Plötzlich, mitten in dieser Selbstvergeffenheit, kam ihm seine vorige Stimmung wie etwas Fremdes, Uebertwundenes vor.

War es denn möglich, daß ihn, den Erstorbenen, ein Unglücksfall so erregen konnte?

Hatte Tante Waldemar doch Recht gehabt, daß sein Gemüth noch einer Theilnahme fähig sei? Das jämmerliche Dasein, welches er fortwerfen wollte, besaß also doch einen Werth, und er hatte eben denselben für Andere voll und ganz anerkannt. Ein Interesse hatte ihn belebt. „Aber auf wie lange?“ dachte er und suchte die Achseln.

Jedenfalls hielt seine Spannung an, als er, im Vorzimmer harrend, von den Bemühungen hörte, welche Tante Waldemar und der Arzt anwandten, um die Verunglückte in's Leben zurückzurufen. Jetzt trat der Doktor aus dem Zimmer der Baronin.

„Wie steht's? Haben Sie Hoffnung, Geheimrath?“ rief Viktor ihm entgegen.

Der Arzt suchte die Achseln und nahm einen Stuhl neben seinem Patienten.

„Die arme Frau hat eine schwere Stirnwunde und zahlreiche

Kontusionen, die ungefährlich sind, davongetragen. Sie ist jung und gesund, so hoffe ich, daß sie durchkommt. Die Lokomotive muß sie erfaßt und mit großer Gewalt zur Seite geschleudert haben. Sie waren ja wohl Augenzeuge, Herr Baron? Wie gerieth sie mit dem Zuge in Kollision? Sie ist sehr verlassen, tief schwermüthig und hatte alle Ursache dazu — sie wird doch nicht — in verzweigungsvoller Anwandlung —“

„Nein, nein! Sie warf sich vor den heranbrausenden Zug, um ein Kind des Bahnwärters zu retten, das sich verlaufen hatte.“

„Herliches, tapferes Weib. Da hat ihr Muttergefühl geholfen!“

„Sie kennen die Dame?“ fragte Viktor gespannt.

„Natürlich; Sie auch. Es ist ja die Wittve Ihres Kameraden, der Rittmeisters v. Lorsch, der am 6. August bei Wörth fiel.“

„Ich erinnere mich nicht, sie jemals gesehen zu haben. Ich meine, das jarle Gesicht und das prächtige blonde Haar könnte man nicht vergeffen!“

„Möglich, daß Sie Agnes v. Lorsch nie sahen. Der Mann wurde gleich nach der Heirath abkommandirt; dann ging sie nicht mehr aus; ihr Söhnchen wurde im Frühjahr vor dem Feldzuge geboren, sie lebte ganz häuslich. Lezten Winter begann ihr Kind zu kränkeln und jezt, kaum war's ein Jahr alt, ist es ihr gestorben. Sie war gewiß auf ihrem täglichen Wege nach dem Friedhof, als der Unglücksfall passirte. Ein armes, tiegebeugtes Geschöpf, dem wahrscheinlich mit dem Leben, das wir bemüht sind, ihr zu erhalten, wenig gebient ist!“

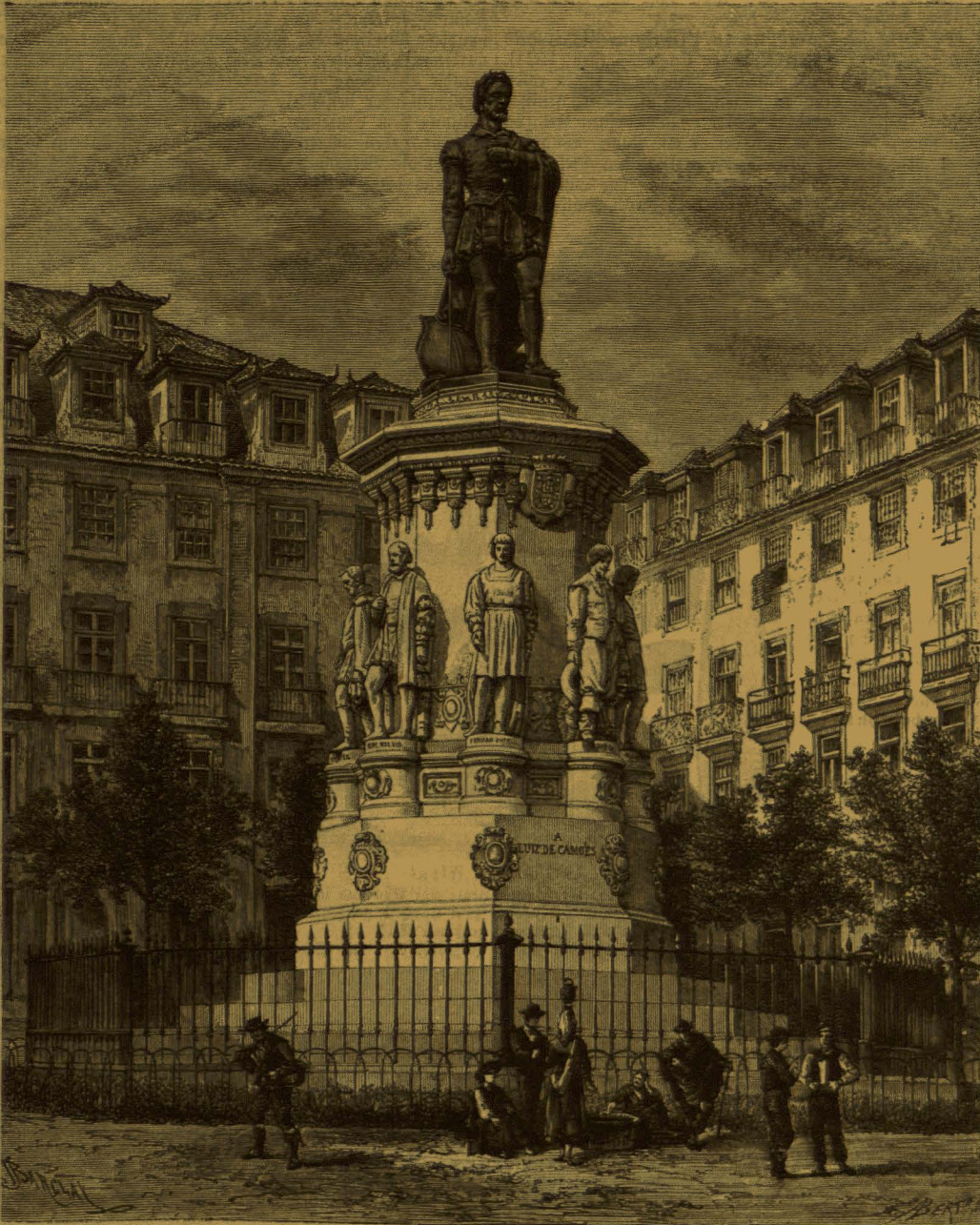
Viktor erinnerte sich des Rittmeisters v. Lorsch mit hoher Anerkennung; er hatte den ernstesten, pflichttreuen Mann stets aufrichtig verehrt. Er wußte auch, daß er verheirathet gewesen war und oft von Weib und Kind gesprochen hatte. Der Un-

glücksfall gewann für ihn durch diese Verknüpfung ein doppeltes Interesse; er fragte auch später die Tante über ihre Pflegebefohlene und konnte nicht müde werden, alle Einzelheiten zu hören. Bei ihm, den so lange Zeit nichts Neues berührt hatte, traf dies Ereigniß auf eine besondere Reinheit und Frische der Empfindung.

Die alte Baronin kannte Frau v. Lorsch längst; sie hatte die junge Frau in ihrem Leid öfter besucht und sprach mit mütterlicher Wärme von der Armen, Vereinsamen.

„Ich lasse Agnes vorläufig nicht von mir!“ rief sie mit großer Herzlichkeit. „Es wäre schrecklich, wenn sie allein liegen müßte; wie gern pflege ich sie!“

(Fortsetzung folgt.)



Das Standbild des Luis de Camoens in Lissabon. (S. 172)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ägyptischer Pflug. (Mit Bild auf Seite 170.) — Sobald die alljährlich wiederkehrenden Nilüberschwemmungen, welche das Flachland Unterägyptens befruchten, vorüber sind, holt der Fellah oder ägyptische Bauer den selbstverfertigten, höchst einfachen Pflug hervor, um sein Feld zu bestellen. Ein solcher Pflug besteht noch heute, wie schon in den ältesten Zeiten, aus einem krummen Holz ohne Räder, an dessen unterem Ende eine messerartige Pflugschar aus Eisen eingelassen ist, mit welcher der weiche Boden aufgelockert wird, und hier befindet sich auch der Handgriff für den Pflüger. Am oberen Ende dieses überaus primitiven Geräthes ist ein Querholz angebracht, das in der auf unserem Bilde S. 170 dargestellten Weise den Zugthieren aufgelegt wird. Am liebsten pflügt der Fellah natürlich mit Stieren, aber nur der Wohlhabendere hat deren ein oder mehrere Paare; der Aermere begnügt sich mit einem Stiere oder Kameel, wie der Bauer auf unserem Bilde, spannt auch wohl einen Stier und einen Esel zusammen, oder läßt sogar sein Weib und seine älteren Kinder vor dem Pfluge gehen.

Das Standbild des Luis de Camoens in Lissabon. (Mit Bild auf S. 171.) — Portugal's größter Dichter, Luis de Camoens (geb 1524), wurde zeitlebens vom Unglück verfolgt, ohne daß das Mißgeschick seinen edlen Geist niederzubeugen vermochte. Von Lissabon wegen eines Liebesverhältnisses mit einer Dame vom Hofe verbannt, ward er Soldat, machte einen Feldzug gegen Marokko mit, ward schwer verwundet und verlor ein Auge. Während seiner Genesung brachte er den Schmerz über seine unglücklichen Liebe zum dichterischen Ausdruck, und so entstand sein berühmtes Epos „Die Lusitaden“. Der bewiesenen Tapferkeit halber begnadigt, ward er bald durch Ränke aller

Art von Neuem aus der Heimath vertrieben und ging nun nach Indien, ward wegen einer unvorsichtigen Aeußerung nach der Felseninsel Macao an der chinesischen Küste verbannt, erlitt Schiffbruch und lebte 1569 arm und gebrochen nach Lissabon zurück. Er starb 1578 im Spital, nachdem ihn ein treuer Sklave, den er mitgebracht, die letzten Jahre durch Betteln kümmerlich erhalten hatte. Erst nach seinem Tode ward Camoens nach Verdienst anerkannt. 1596 setzte man ihm in Lissabon ein Denkmal, das aber bei dem großen Erdbeben von 1755 zu Grunde ging; 1867 wurde ihm dann ein neues ehernes Monument auf dem nach ihm benannten Camoensplatz am Ende der Chiadostraße zu Lissabon errichtet. Wie unsere Illustration auf S. 171 zeigt, erhebt sich das Standbild des mit dem Lorbeer gekrönten Dichters, der in der Linken seine „Lusitaden“ und in der Rechten das Schwert hält, auf einem Piedestal, auf welches die Statuen der acht nach ihm bedeutendsten Dichter Portugals gereiht sind.

Böse Nachricht reich belohnt. — Als Kaiser Joseph I. an seiner letzten Krankheit darniederlag, forderte er eines Tages die Leibärzte vor und verlangte von ihnen ein Urtheil über seinen Zustand. Wenn ihm der Tod gewiß sei, möchten sie es sagen. Alle sprachen ihm guten Trost zu und versicherten ihn baldiger Genesung. Der Kaiser schüttelte den Kopf. „Lassen Sie Quarin rufen“, sprach er zu seinem Kammerherren, da die Ärzte fort waren; „er steht in dem Rufe, eine Krankheit mit fast unfehlbarer Sicherheit zu erkennen und — die Wahrheit zu sprechen!“ Der berühmte Arzt kam und der Kaiser forderte auch von ihm ein unumwundenes Urtheil über seinen Zustand. „Ein Regent“, sagte er hinzu, „kann nicht ohne manche Vorbereitung vom Lebenschauplatz abtreten; Ihr seht also, daß ich, wenn mir der Tod gewiß ist, meine Zeit benutzen muß. Helft mir dazu!“ Quarin verneigte sich ehrerbietig und begann dann den Zustand des Kaisers sehr sorgfältig zu untersuchen. Als die Untersuchung beendet war, sprach er traurigen Tones: „Eure Majestät werden — zum unerjesslichen Verluste des Vaterlandes und zum tiefsten Schmerz des sie anbetenden Volkes — menschlichem Ermessen nach diese Krankheit nicht überleben, und ich berechne die Eurer Majestät noch vergönnte Lebensdauer nach den vorhandenen Kennzeichen etwa auf zehn bis zwölf Tage.“ Der Kaiser hatte sich, während der Arzt mit tiefbewogener Stimme sprach, in die Kissen zurückgelehnt und ein Ausdrück erhabenen Ernstes lagerte sich auf seinem Antlitze. Nach einigen Sekunden schweigenden Sinnes streckte er dann dem bösen Propheten die bleiche Hand hin und sprach gütig: „Sie haben Oesterreich einen guten Dienst geleistet, lieber Quarin, und ich bleibe Ihnen zu Dank verbunden. Auf Wiedersehen!“ Die folgenden Tage verbrachte der Kranke in Beratungen mit den ersten Ministern und Staatsmännern, traf die wichtigsten Anordnungen, sicherte die Zukunft des Landes nach allen Richtungen hin; am neunten Tage ließ er Quarin noch einmal rufen, händigte ihm neben einer sehr bedeutenden Summe in Banknoten seine Ernennung zum Reichsbaron ein, und dankte ihm noch einmal voll tiefer Bewegung. Am dreizehnten Tage starb er. [R. 3.]

Sind unsere heutigen Schlachten verlustreicher, unsere Kriege blutiger, als ehemals? — Die Feuerwaffen der Neuzeit wirken auf früher ungeahnte Entfernungen, das Schrapnel und der Hinterlader überschütten das Schlachtfeld mit gewaltigen Massen Blei, in einem dichten Regen von Geschossen muß der Angreifer Terrain gewinnen, will er die Schlachtengöttin

sich gnädig stimmen! Man sollte meinen, unsere heutigen Gesechte müßten größere Opfer erfordern, sie müßten unbedingt blutiger sein, als die früheren vor der Erfindung der modernen Präzisionsgeschütze und der schnellfeuernden Hinterlader, und in der That zählt diese Meinung zu den verbreitetsten. Dennoch aber verhält es sich in Wahrheit gerade umgekehrt, wie die Kriegsgeschichte an exakten Zahlen unwiderlegbar nachweist, deren einige, die blutigsten Schlachten der letzten beiden Jahrhunderte betreffend, hier folgen mögen. Das preukische Heer verlor im siebenjährigen Kriege bei Kollin und bei Kunersdorf 40 Prozent, bei Zorndorf 38 Prozent seiner ganzen Mannschafft; Napoleon büßte bei Aspern gegen 40,000 Mann ein; bei Leipzig blieben 33 Prozent des ganzen kaiserlichen Corps auf dem Schlachtfelde! Und wie stellte sich das Verhältniß 1870—71? Bei Wörth verloren die Deutschen 12 Prozent, in der blutigen Schlacht bei Spichern 18 Prozent, bei Mars la Tour 22 Prozent und in dem heißen Ringen vor Sedan gar nur 4½ Prozent der Heeresstärke an Todten und Verwundeten. Die Ursache dieser scheinbar merkwürdigen Erscheinung liegt aber in der Art und Weise unserer heutigen Kämpfe begründet und erklärt sich sehr leicht, wenn man bedenkt, daß die schärfere Wirkung der Feuerwaffen die Gegner weiter auseinander hält, daß wirkliche Nahkämpfe mit dem Bajonnet nur selten vorkommen, und die gewandte Benutzung des Terrains, sowie die zerstreute Bescharr der Truppe ebenjogut oder besser ein Schutz und Schirm ist, als seinerzeit die schwerfällige Rüstung dem Einzelnen. Daß das alte Wort: „Eine jede Kugel, die trifft ja nicht,“ eben immer noch seine Gültigkeit hat, ja vielleicht mehr als früher, beweist die Berechnung, daß auf jeden Todten des letzten deutsch-französischen Feldzugs 1260 verfeuerte Infanteriegeschosse und 9 Granaten kommen.

[v. S.]

Aus Liebe. — Ein junger Indianer vom übrigens christlichen Stamme der Lacandonen in Südamerika, faßte eine heftige Neigung zu einem Mädchen seines Stammes, so daß er keinen Augenblick von ihrer Seite wich. Auffallender Weise verfiel er nach einiger Zeit in tiefen Trübfinn, was um so mehr verwundern mußte, als seine Liebe Erwidderung gefunden hatte. Eines Tages verschwand das Mädchen, ohne daß der junge Indianer sich darum zu kümmern schien. Sein Benehmen erregte indeß doch Argwohn, man bewachte ihn und entdeckte bald, daß er sich täglich in einem verborgenen Winkel des Waldes verhielt, wo man ihn eines Tages überraschte, wie er einen Menschenarm abnagte. Kurz: er hatte aus Liebe seine Geliebte getödtet und den Leichnam gebraten, dessen Fleisch er allmählig verzehrte. Als er vor die spanischen Behörden geführt wurde, gestand er ganz aufrichtig, was er gethan, wäre bloß aus Liebe geschehen, und jeder Bissen hätte ihm unaussprechliche Wonnen eingeflößt. Da gerade ein Scharfrichter fehlte, so wurde ihm die Pflicht auferlegt, künftig das Scharfrichteramt auszuüben, wozu er sich ja seiner ganzen Charakteranlage nach trefflich zu eignen schien, und das er auch gern annahm. E. L.

Die Weichen bei den Römern. — Der römische Schriftsteller Vitruvius berichtet, daß Weichen zu seiner Zeit nicht nur benutzt wurden, um das berühmte athensische Blau zu fälschen und nachzuahmen, sondern auch um den Hunger zu mäßigen, Gicht und Lungenentzündung zu heilen und in Gestalt von Kränzen als Amulett gegen Epilepsie zu dienen. Große Massen der Weichenblüthen wurden in Fässer gelegt und mit gutem Wein bedeckt; der so abgelagerte Wein hieß violatum und wurde nur bei festlichen Gelegenheiten getrunken.

Mäßigung. — König Philipp von Spanien fertigte einst spät in der Nacht eine wichtige Depesche an den Papst aus und gab sie darauf dem Sekretär zum Zusammenlegen und Siegeln. Ungeschickter Weise ergriff dieser statt des Strohbandes aber das Tintenfaß und überschüttete die Depesche mit Tinte. Der König griff schon nach seinem Degen, doch faßte er sich, legte sich wieder hin, schrieb die Depesche noch einmal und reichte sie dem tödlich erschrockenen Sekretär mit den ruhigen Worten: „Hier steht das Sandfaß!“ E. R.

Dreißstige Charade.

Die Erst' muß von der Radel gelten, Im Leben, mehr im Kartenspiel.
Soll man sie keine schlechte heißen, Das Ganze man gern acetirt.
Die Andern taugen nicht sehr viel, Und es auf Nummer Sicher führt.
Aufsöng folgt in Nr. 44. Adolf Kagei.

Auslösungen von Nr. 42:

des Buchstaben-Räthsels: Wage, Wege, Woge;
des Silben-Räthsels: Anschuß, Nikolajew, Donati, Rafael, Orget, Mancini, Eugen, Danzig, Adelaide (Andromeda — Zwillinge).

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Emil Högler in Temeßvar.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Jermann Schönlein in Stuttgart.



Verfängliche Frage.

Ein kleiner Junge: Großpapa! Heute war Ella und ich mit Mama in der Menagerie. Wir haben auch zwei Kameele gesehen. Ein's war so groß wie ich und ein's beinahe so groß wie Du!
Ella: Gelt, Großpapa, ein so großes Kameel wie Du gibst's gar nicht!